

Unsere Kirchenlieder : ein Wort zum Verständnis und zur Verständigung

Autor(en): **Hartmann, B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-131474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Kirchenlieder.

Ein Wort zum Verständnis und zur Verständigung.

Vor drei Jahren ist nicht ohne das übliche Geräusch Schillers Todestag gefeiert worden. Da erhoben sich an manchem Ort ehrliche Stimmen, die nicht zur Mehrung der Festfreude beitrugen. Sie warfen die Frage auf: Was bedeutet Schiller noch für unser gegenwärtiges Geistesleben? Wird er auch noch von denen gelesen, die über die Schulzeit und ihren natürlichen Idealismus hinaus sind? Haben wir überhaupt das Recht, ohne Heuchelei Schiller als führenden Geist unserer Tage zu feiern? Es war ehrlich, diese Fragen mehr oder minder zu verneinen, und ehrlich und bezeichnend zugleich ist gewesen, daß das Hauptinteresse jener Festtage sich gar nicht Schillers reifsten Werken zuwandte, sondern seinen Jugenddramen. In ihnen fand unsere gährende, suchende Zeit am meisten Geist von ihrem Geist. Wir hätten aber gerne gesehen, wenn damals gerade von den Kritisierenden einer Fragestellung mehr Raum gegeben worden wäre. Die meinen wir: was wir entbehrten, wenn wir nicht wenigstens einmal in unserem Leben durch Schillers Gedankenwelt hindurchgegangen wären.

Heute ist nun Paul Gerhardt an der Reihe, und wir sehen uns ähnlichen Fragen gegenüber. Heute handelt es sich um den volkstümlichsten und vielleicht den größten unserer protestantischen Kirchenliederdichter. Gerhardt ist neben Luther und Gellert der Einzige in unserem Kirchengesangbuch, der auch für den Laien eine dichterische Individualität geblieben ist, und dessen Name nie ganz hinter seinen Liedern verschwand.

Es ist nicht schwer, in diesen Tagen sein dichterisches Bild aufleben zu lassen. Wenigstens ein halbes Duzend seiner Lieder sind Gemeingut aller deutschredenden Protestanten. Befiehl du deine Wege — Ist Gott für mich, so trete — Wie soll ich dich empfangen — O Haupt voll Blut und Wunden — u. a. gehören zur Stunde noch allen, wie Schillers Glocke und der Wilhelm Tell. Dazu kommt noch etwas. Auch eine große Zahl von Laien verfügt heute über ein Maß von geschichtlichem Wissen und Verständnis, das sie fähig macht, einen Dichter hineinzustellen in seine eigene, für uns vergangene Zeit. Auf diesem Weg können wir auch manches Fremdartige an seiner Dichtung verstehen und ästhetisch würdigen.

Wir sind also nicht ganz übel ausgerüstet, um ein Paul Gerhardt-Jubiläum zu begehen, das mehr ist, als die Verherrlichung eines großen Namens. Dennoch kann gerade bei dieser Gelegenheit der Abstand nicht verschwiegen werden, der heute ungezählte gute Protestanten von Paul Gerhardts religiöser Gedankenwelt trennt. Dies gilt aber nicht von ihm allein, sondern von unserem älteren Kirchenlied überhaupt. Dieser Abstand ist wohl

nicht jedem gleich bewußt. Er äußert sich aber nur zu deutlich darin, daß in liberalen Kreisen das alte Kirchenlied in bedenklichem Maß anfängt unbekannt zu werden. Jede neue Generation weiß weniger Bescheid im protestantischen Kirchengesangbuch. Wo mag das enden?

Bereits hat denn auch Paul Gerhardts Gedenktag seine Schatten vorausgeworfen. Das Wort Gesangbuchreform hat man in der jüngst vergangenen Zeit wieder öfter gehört. Es sei an der Zeit, die religiöse Dichtung für ihre Verwendung in der Gemeinde zu sichten und durch neuere, nach Form und Inhalt zeitgemäßere Lieder zu ergänzen. Zu Fremdartiges, Altmodisches soll nur noch dann beibehalten werden, wenn sein poetischer Wert es verlangen könne.

Es ist auch kaum ein reiner Zufall, daß eben in diesen Monaten eine Gedichtsammlung erschienen ist, die nur von allgemein religiösen und ästhetischen Erwägungen geleitet, das Schönste der religiösen Dichtung aller Zeiten an einander reiht. Auf den Gemeindeglauben und das persönliche Religionsbekenntnis des Dichters wird da gar keine Rücksicht genommen. Wir meinen die vor kurzem bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienene Sammlung: Aus der verlorenen Kirche von R. Günther. Hier finden friedlich neben einander Platz der 42. Psalm, das Hohelied der christlichen Liebe 1 Cor. 13, dann das Sonnenlied des heiligen Franziskus, Luther, Paul Gerhardt, Göthe, Novalis, F. Nietzsche und noch sehr viele andere, die sich bisher nur in Werken über Literaturgeschichte als Dichter zu begegnen pflegten.

Unerhört und doch wieder nicht. Es mußte kommen. Diese ganz neue Art der Zusammenstellung einer religiösen Gedichtsammlung lag in der Luft. Hatte man gelernt, die Bibel mit unbefangenen Augen zu lesen, ganz menschlich und doch mit Andacht, warum sollte nun nicht auch das Gesangbuch an die Reihe kommen! Fällt es aber keinem Vernünftigen ein, die Bibel bereichern zu wollen, so wird doch keiner sich dem Gedanken verschließen können, daß unser Gesangbuch der Bereicherung fähig, ja vielleicht bedürftig ist. Mit einem Wort: Es bereiten sich da im Licht der Paul Gerhardtfeier Dinge vor, die das Kopfschütteln der Generationen erregen würden, die am pietätvollsten an Paul Gerhardt hingen. Diese Dinge aber drängen unerbittlich auf die Frage hin: Was haben wir noch an unserem protestantischen Kirchenlied, dessen bedeutenster Vertreter neben Luther unbestreitbar Paul Gerhardt gewesen ist?

I.

Für einige Paul Gerhardtlieder und neben ihnen für eine ganze Reihe von Kirchenliedern aus der älteren Zeit des Protestantismus ist die Antwort bald gegeben. Sie mögen uns nach Form und Ausdruck etwas fremd anmuten, so sind sie uns doch inhaltlich nicht entfremdet. Wir erinnern nur an Gerhardts: Befiehl du deine Wege — Ich singe dir mit Herz und Mund — Nun laßt uns gehn und treten, an

Luthers: Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Neumarks: Wer nur den lieben Gott läßt walten, Tersteegens: Allgenugsam Wesen. Sie sind so allgemein menschlich gedacht, daß sie ohne Anstand übergehen ins moderne Denken. Sind sie auch nicht ganz frei von der „Theologie“ ihrer Zeit, so sind sie doch nicht aus theologischen Erwägungen und religiösen Stimmungen hervorgegangen, deren Fremdheit sich aufdrängt. Das einfache, elementare christliche Gottesbewußtsein, vor allem des Protestantismus Größtes, das Gottvertrauen, hat hier in einer für alle Zeiten gültigen Weise Worte gefunden. Von diesen Liedern reden wir im Folgenden nicht.

Sie sind aber eben in der Minderzahl. Neben ihnen steht eine große Menge von tüchtigen, ja von herrlichen, teilweise religiös und und ästhetisch hervorragenden Gesangbuchliedern, zu denen wir erst wieder ein neues Verhältnis suchen müssen. Sie sind zu sehr die Kinder ihrer Zeit und des religiösen Denkens ihrer Tage. Bei den einen zeigt sich das in bestimmten für uns veralteten Glaubensansichten, bei andern in einer religiösen Stimmung, der wir entwachsen sind. Man denke, um aus vielen Dutzenden zwei Beispiele zu nennen, an die dritte Strophe von „Nun danket alle Gott“

Lob, Ehr und Preis sei Gott; dem Vater und dem Sohne,
Und dem, der beiden gleicht im höchsten Himmelstrone zc.

oder wenn's in der vierten Strophe des herrlichen Morgenliedes „Morgenglanz der Ewigkeit“ heißt:

Ach, du Aufgang aus der Hüh',
Sieh, daß auch am jüngsten Tage
Wieder unser Leib ersteh' u. s. w.

Nicht wenige der allerschönsten Lieder, wie Meyfarts „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Gerhardts „Nun rufen alle Wälder“, Zinzendorfs „Jesus, geh' voran“, des Angelus Silesius „Ich will dich lieben, meine Stärke“, fallen teils mit ihrer ganzen Stimmung, teils mit einzelnen Stellen in diese Kategorie.

Wir nennen vier Eigentümlichkeiten dieser Lieder, über die heute auch ein Verehrer des Kirchengesangbuchs nicht mehr anstandslos hinwegkommt. Das erste sind gewisse sprachliche Härten und gelegentliche Verbheiten des Ausdrucks, die unser verfeinertes Ohr nur schwer verträgt (vergl. als Beispiel das prächtige Lied Gottfried Arnolds: „O Durchbrecher aller Bande“). Das zweite ist der dogmatische Einschlag, d. h. das Durchwobensein mit theologischen Anschauungen, die zum mindesten nicht mehr unserem Eigendenken entsprechen, mit einem Wort: ihre Orthodoxie (vergl. Hillers „Mir ist Erbarmung widerfahren“). Als drittes nennen wir die starke Jenseitsstimmung, diese glimmende oder auch hellaufbrennende Sehnsucht nach dem andern Leben, die in dreien unserer allerschönsten protestantischen Kirchenlieder ihren klassischen Ausdruck gefunden hat. In Meyfarts „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Gerhardts „Ich bin ein Gast auf Erden“ und Tersteegens „Kommt Kinder, laßt uns gehen, der Abend kommt herbei“.

Endlich rechnen wir wohl kaum mit Unrecht unter die uns am meisten befremdenden Eigentümlichkeiten die Anbetung Jesu. Sie beherrscht besonders die Lieder aus der Glanzzeit des Pietismus (1680—1750) und ist imstande, uns so fein organisierte religiöse Naturen zu entrücken wie Zinzendorf und Angelus Silesius. In einer Zeit, wie der unsrigen, die auf Reinigung der religiösen Begriffswelt hindrängt, die die menschliche Seite an Jesus an allen Enden betont, um den Weg zu Gott, zum Vater, frei zu machen, kommt man an solchen Dingen einfach nicht mehr vorbei, ohne sich zu fragen: Ist's denn auch ehrlich, so zu singen, so ganz anders, als wir denken?

Dem Kirchgänger mag's noch erträglich sein. In Kirchenhallen nimmt man am Ende einen Archaismus in Kauf. Unter gothischen Gewölben erträgt noch mancher eine vorübergehende Zurückversetzung in die religiöse Begriffswelt vergangener Tage. So haben wir beispielsweise die Erfahrung gemacht, daß während eines Abendmahls die Jesuslieder uns nicht befremdeten. Schon erheblich anders liegen die Dinge, wo die Lieder im häuslichen Kreis gesungen werden sollen, am schlimmsten aber nach unserer Erfahrung beim Schulgebrauch. Wir kennen die Mäße eines Religionslehrers, der sich's zur Gewissenssache macht, in den Kindern keine religiösen Begriffe zu bilden, zu denen er nicht selbst innerlich steht, und sich nun durch die Gesangbuchlieder seinen wohlbedachten Plan verwirren lassen muß. Es ist uns auch schon recht sauer geworden, durch diese Lieder in die Kindergemüther eine Jenseitsstimmung hineinzutragen, die aus den furchtbaren Zeitläufen des dreißigjährigen Krieges stammt.

II.

Genug von der Not. Es ist an der Zeit, von der Abhülfe zu reden. Da die Not nicht von heute ist, sind gewiß auch schon Wege gefunden, ihr zu begegnen.

Ein Doppeltes liegt ja nahe, und sicher kommt's auch nicht selten zur Anwendung. Was sie vor 130 Jahren taten, davor wird uns unser guter Geschmack bewahren. Damals hat man die befremdenden Parteen und Ausdrücke der Gesangbuchlieder kurzerhand „modernisiert“. Das werden wir nicht tun, aber man kann ja sich auf zwei andere Arten helfen. Man läßt die befremdenden Liederstrophen einfach weg, und dann — man hält sich eben an die moderneren Lieder, an Gellert und seine Zeitgenossen, an Novalis, E. M. Arndt, Rückert und die übrigen Wenigen, von denen sich sagen läßt, daß sie einen Teil des heutigen religiösen Denkens vorweggenommen haben.

Ein ehrlicher Weg, gewiß, aber in seiner ersten Hälfte ein falscher, in der zweiten ein recht unbefriedigender. Das einfache Weglassen von Strophen mag da und dort angehen, in den meisten Fällen ist's eine Verstümmelung, besonders bei Paul Gerhardt, dessen Lieder sehr planvoll aufgebaut sind. Das sich Halten an die Modernern aber ist gleichbedeutend mit einem Verzicht auf das Tiefergehende, das Innigste

und dazu ästhetisch Wertvollste an unserer protestantischen Liederdichtung. Alle Achtung vor Gellert und seinen Zeit- und Gesinnungsgenossen, wie Cramer u. a. — als Dichter reichen sie nun einmal an die Aelteren nicht heran. Die Blumenlese aber aus Kobalis, Arndt, Rückert, Geibel ist eine recht kleine.

Also hinein in den Dichterwald des 19. Jahrhunderts! Es muß doch möglich sein, in ihm einen Strauß religiöser Lieder zu pflücken, der uns in Stand setzt, vom Alten und Veralteten so viel wegzulassen, daß unser Gesangbuch ein neues wird und unserem religiösen Eigendenken wieder näher rückt. „Es muß“ — so hat uns schon mehr als Einer gesagt. Aber die Poesie kommandiert man bekanntlich nicht. Wir stehen zur Stunde noch vor der Unmöglichkeit, auch nur einige Duzend wirklich gute und wertvolle religiöse Gemeindelieder aus der Dichtung der letzten fünfzig Jahre zu holen.

Wohl hat sich die Lyrik neuerdings wieder stark dem Religiösen zugewandt. Aber ein noch so inniges und noch so wahr und warm empfundenes religiöses Lied kann vollständig ungeeignet sein als Gemeindelied. Adolf Bartels hat in der Neuen Christoterpe für 1907 den Unterschied zwischen der modernen, rein subjektiven religiösen Dichtung und dem Bekenntnislied der Gemeinde überzeugend klar gemacht. Er warnt davor, zu glauben, wir hätten auch nur annähernd das Material zu einem neuen Kirchengesangbuch. Es fehlt der Ersatz für den auszuschaltenden alten Liederbestand. Schwer ist es nicht, zu erklären, warum unserer Zeit das Bekenntnis- und Gemeindelied mangelt.

Sehen wir aber den Fall, wir hätten, was wir in Wirklichkeit nicht haben. Nehmen wir an, wir hätten einen ausreichenden religiösen Liedervorrat moderner Herkunft, der sich nach Inhalt und Sangbarkeit für den Gemeindegebrauch eignete, wäre es dann ratsam, unter dem alten Liederbestand unserer Gesangbücher aufzuräumen?

Gewiß könnten wir gegen hundert unserer Gesangbuchlieder ruhig entbehren, ohne daß von einem religiösen Verlust gesprochen werden könnte. Aber die oben zitierten, die Lieder eines Luther, Meyfart, Gerhardt, Zinzendorf u. a., mögen sie uns in manchem noch so fremd anmuten, — möchten wir sie wirklich missen? Wir wagen's kaum zu denken. Und wenn wir's zur Stunde noch möchten, sei es aus Oberflächlichkeit oder aus einem in banale Nüchternheit ausgearteten Ehrlichkeitstrieb, so dürften wir's nicht.

Vom Schillerjubiläum sind wir ausgegangen und haben mit guter Ueberlegung zugegeben, daß unser Denken zur Stunde recht weit abliegt von Schillers idealistischer Gedankenwelt. Aber wenn uns Abgründe einer veränderten Weltanschauung von Schiller trennten, könnten wir doch kaum ernstlich wünschen, daß unsere Kinder aufwachsen, ohne Schiller kennen gelernt zu haben.

Dasfelbe werden wir anzuwenden haben auf unsere Gesangbuchlieder der älteren Art. Sie mögen uns zur Stunde in manchem

noch so sehr befremden, wir sind doch einmal nicht zu unserem Schaden durch sie hindurchgegangen. Unvermerkt haben wir von ihnen ein Stück Religion empfangen und nicht das Schlechteste. Luthers dramatische Auffassung vom Kampf zwischen Gut und Böse (vergl. das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott), die Ewigkeitshoffnung der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die das Allerschwerste erträglich gemacht hat (vergl. das Lied: Jerusalem, du hochgebaute Stadt), das Gemeinschaftsbewußtsein der alten pietistischen Kreise mit seinem Trost und seiner sittlichen Macht (vergl. das Lied: Herz und Herz vereint zusammen sucht in Gottes Herzen Ruh'), das sind religiöse Kräfte, bei denen wir einmal in die Schule gegangen sind und denen wir weit mehr verdanken, als wir für gewöhnlich wissen. Uns selbst kann man diese Dinge nicht mehr nehmen, wenigstens nicht ganz, auch wenn ihre klassischen Zeugen, die Kirchenlieder, aus dem Gesangbuch verschwinden sollten. Aber was muß eine Generation entbehren, die aufwachsen würde, ohne bekannt geworden zu sein mit der Gedankenwelt dieser intensiv religiösen Zeiten! Sie entbehrte nichts Geringeres als die Klassiker des Protestantismus.

Wir mögen einen noch so starken Glauben haben an neue, moderne religiöse Ausdrucksformen — ohne Anknüpfung an das Beste Alte ist eine religiöse Wiederbelebung weder möglich noch wünschbar. Wir wünschen sehr, daß das gegenwärtige Geschlecht seinen Weg zu Gott gehe, daß aus der Vergangenheit kein Gesetz gemacht werde (vergl. Dr. Barth's Ausführungen in Nr. IV d. Bl.). Aber wir wünschen ebenso tief, daß keiner diesen Weg gehe ohne das Bewußtsein: andere vor mir gingen ihn auch schon, und stark und ruhig, nicht wie Irrende. Ja, wir müssen wünschen, daß auch der neue Weg zum alten Gott wenigstens durch Luther und die altprotestantische Frömmigkeit hindurchgehe und durch den Pietismus in seinen besten Vertretern.

Dabei betonen wir das „hindurch“. Es gilt nicht, ältere religiöse Ausdrucksformen unserer Zeit aufzudrängen. Das weisen wir weit von uns. Nichts wäre verfehlter, als in unsere gegenwärtige Kultur mit Gewalt eine starke Jenseitsbestimmung hineinzutragen oder Luthers Bild vom Kampf Gottes mit dem Teufel oder auch eine pietistische Jesusverehrung. Aber es geht sicherlich nicht ungestraft ab, wenn wir tun, als wären diese Dinge nie dagewesen oder auch als seien sie „überwundene“ Religionsformen.

Halten wir uns an ein neutrales Beispiel. Die Frömmigkeit des heiligen Franz von Assisi — wir reden hier nicht von seiner ästhetischen Bedeutung — steht sicherlich unserer gegenwärtigen Kultur um vieles ferner als Luther und der große Pietist Graf Zinzendorf. Dennoch hat man in den letzten zwei Jahrzehnten gelernt, die fromme Unmittelbarkeit des heiligen Franz, seinen kindlichen Optimismus und andere Züge seines Wesens als Kräfte zu erkennen, die auch uns noch etwas zu sagen haben. In höherem Maß gilt dies von Luther

und seinen besten Nachfolgern, wie sie in unserem Kirchengesangbuch heute noch zu uns sprechen. Sie aus dem Bewußtsein der protestantischen Gemeinde zu entfernen, bedeutete einen unabsehbaren religiösen Verlust. Versucht hat man's auch schon. Immer war eine Verflachung die Folge oder vielleicht besser gesagt die Begleitererscheinung.

III.

Von hier aus aber, meinen wir, wird sich ein neues, klareres Urteil über Wert und Unwert unserer älteren Kirchenlieder ergeben. Einige unter ihnen, allerdings eine beschränkte Zahl, stehen wie Paul Gerhards „Befiehl du deine Wege“ über der Zeit. Sie bieten uns keinerlei Schwierigkeit des Mitempfindens. Den Rest teilen wir in zwei Gruppen. Die erste Gruppe sind die ästhetisch minderwertigen, die nicht viel anderes sind, als gereimte Glaubens- und Sittenlehre. Sie mögen fallen. Je ferner wir einer Periode religiöser Dichtung zeitlich stehen, desto größer ist unser Recht der kritischen Auslese.

Die zweite Gruppe sind die Kirchenlieder, die einmal als typischer, besonders bezeichnender Ausdruck der Frömmigkeit ihrer Zeit über das Niveau der Durchschnittsdichtung herausragen, dann aber auch ästhetisch einen bleibenden Wert beanspruchen dürfen. Diese Lieder müssen wir festhalten. Es liegt im Interesse jeder religiösen Weiterentwicklung, daß sie an die Frömmigkeit anknüpft, die in ihnen zum Ausdruck kommt.

Wir kennen überhaupt kein besseres Mittel, mit der Frömmigkeit vergangener Zeiten in Verbindung zu treten, als die religiöse Poesie. Hier hat sich jeweilen die Religion in konzentrierter Form niedergelegt. Ja, die Bekanntschaft mit der religiösen Dichtung einer Zeit wird häufig geeignet sein, ein falsches, ungerechtes Urteil zu korrigieren. Wie viel hat man gescholten über die Orthodorie. Und doch hat sie ja den herrlichen Paul Gerhardt gezeitigt mit seiner köstlichen Einfachheit und naiven Frömmigkeit. Wie oft hat man den Pietismus eine schlechthin schwärmerische, unruhige Bewegung genannt. Dennoch verdanken wir gerade ihm das einfach-ruhig dahintönende Lied Zinzendorfs „Jesu geh' voran“ mit der unvergleichlich wohltuenden Strophe:

Soll's uns hart ergehn — laß' uns feste stehn
Und auch in den schwersten Tagen
Niemals über Lasten klagen,
Denn durch Trübsal hier — geht der Weg zu dir.

Ferner können wir sagen, daß Luthers persönliche Frömmigkeit kaum je so tief ins Volk gedrungen und so allgemein bekannt geblieben wäre, wenn wir sie nicht in einigen seiner Lieder besäßen. „Eine feste Burg“ — „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ — das Weihnachtslied „Gelobet seist du Jesus Christ“ — das ist Luthers Frömmigkeit auf einem Blatt: Mut, Demut, kindliche Freude. Wir müssen jeden bedauern, der mit diesen Liedern nie bekannt geworden

ist, sowie mit ihren Gegenstücken aus Paul Gerhardt: „Ist Gott für mich, so trete gleich alles wieder mich“ — „O Haupt voll Blut und Wunden“ — „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud“.

Von einer Preisgabe unseres älteren protestantischen Liederschazes darf nie und nimmer gesprochen werden. Ja, wenn wir eine Aufgabe haben, wird's die sein, ihn wieder viel allgemeiner zu unserem Eigentum zu machen, als dies in den letzten Jahrzehnten der Fall war.

Noch aber sind wir die Antwort auf die Frage schuldig: Wie kommen wir über das weg, was uns an so vielen dieser Lieder befremdet, vielleicht sogar abstößt, weil es unserer eigenen religiösen Begriffswelt entrückt ist? Wir meinen hauptsächlich das, was man so landläufig ihre Orthodorie nennt. Hier giebt's doch kein „zurück“. Dieses Opfer des Verstandes und der Einsicht können wir nicht bringen, auch wenn es sich, wie bei einzelnen dieser Kirchenlieder, um ästhetisch ganz Hervorragendes handelt.

Gewiß. Dieses Opfer verlangen wir auch nicht. Was wir verlangen zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit ist allerdings auch nicht ganz wenig. Wir glauben aber, daß gerade unsere Zeit allmählich dazu imstande ist.

Wir verlangen nämlich die Fähigkeit, ja nur den Willen, sich in die Zeit zurückzuberufen, in der diese Lieder entstanden sind. Das „Nachempfinden aus der Zeit heraus“, das glauben wir ist das Geheimnis. Es tritt uns vieles sofort innerlich näher, wenn wir uns die Mühe nehmen, es zu hören als Klang aus seinen eigenen vergangenen Tagen. Selbst das «Ave Maria gratia plena!» ist für einen aufgeklärten Protestanten des zwanzigsten Jahrhunderts kein leeres Wort, wenn's in den gothischen Buchstaben eines ländlichen Malers unter der Lünche einer alten Kirchenmauer zum Vorschein kommt. Oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, die bekannte Verdeutschung des ambrosianischen Lobgesangs, „Großer Gott, wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke“, deren lateinisches Original aus dem 4. Jahrhundert stammt, bekommt wenigstens in ihren ersten und letzten Strophen ein eigentümliches Leben heute noch. Man muß sich nur daran erinnern, daß dieses Lied vor einem Jahrtausend mitgewirkt hat, in unbändige Germanenstämme eine höhere sittliche Kultur und Gottesvorstellung hineinzutragen. Das Nachempfinden aus der Zeit aber, das hier möglich ist, muß doppelt erreichbar sein, wo es sich, wie bei unseren protestantischen Kirchenliedern, um Äußerungen des frommen Herzens handelt, die uns zeitlich so viel näher stehen.

Daß wir wirklich mit diesem „Nachempfinden“ nicht zu viel verlangen, scheint uns nichts besser zu beweisen, als das Lutherlied „Ein feste Burg“. Wir glauben nicht, daß es je populärer war, als zur Stunde. Sicher wird es heute viel tiefer gewürdigt und allgemeiner gesungen, als vor hundert Jahren. Unserer Zeit war es vorbehalten, es das Nationallied aller Deutschen zu taufen. Und doch ist es reich an religiösen Vorstellungen und Ausdrücken, die uns keineswegs mehr

geläufig sind. Hier ist man offenbar über die oben ausgeführten Schwierigkeiten bereits hinweg gekommen. Was hat dieses Wunder bewirkt? Gewiß nichts anderes, als die wiedererwachte Fähigkeit, sich in die Gedankenwelt der Reformation zurückzuversetzen. Das starke Interesse an jener Zeit. Die geschichtliche Erforschung der Reformations-epoche und ihre populäre Darstellung. Auch ihre einzigartige Verarbeitung durch neuere Dichter. Gustav Freytag und C. F. Meyer und neben ihnen nicht wenige andere haben mitgeholfen, uns das Lutherlied trotz allem Befremdenden in Form und Inhalt „nachempfinden zu lassen“ aus der Zeit heraus, in der es wurde.

Warum sollte Ähnliches nicht möglich sein für Valerius Herbergers († 1627) „Balet will ich dir geben, du arge, falsche Welt“ samt seiner Schlußstrophe:

Schreib meinen Nam'n aufs beste
Ins Buch des Lebens ein
Und bind mein Seel' fein feste
Ins schöne Bündelein
Der, die im Himmel grünen
Und vor dir leben frei;
So will ich ewig rühmen,
Daß dein Herz treue sei.

oder für Gerhardts „Nun ruhen alle Wälder“ einschließlich die so viel bemäfelte Strophe:

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Kücklein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverlezt sein.

Warum nicht ebenso für Gottfried Arnolds „O, Durchbrecher aller Bande, der du immer bei uns bist“ und für Zinzendorfs „Herz und Herz vereint zusammen“?

Man wird uns endlich sagen: Das ginge alles bis an die orthodoxen Glaubenssätze. Wo die wiederkehren in ihrer Starrheit, versagt uns auch bei gutem Willen das Nachempfinden. Aber warum denn? fragen wir. Wenn's uns heute starre Glaubenssätze sind, was meinen wir denn, daß es für jene waren? Für sie ist's lebendige Religion gewesen. Wenn die Evangelischen in Königgrätz an ihr Stadttor schrieben: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von allen Sünden“, war's gewiß keine Formel, so wenig, wie wenn die Gattin des Großen Kurfürsten von Brandenburg in ihrem noch heute nicht übertroffenen Osterlied „Jesus, meine Zuversicht“ gesungen hat:

Dieser meiner Augen Licht
Wird ihn, meinen Heiland kennen,
Ich, ich selbst, kein andrer nicht,
Werd' in seiner Liebe brennen . . .

Man mache die Probe, und man wird erfahren, daß gerade die Kirchenlieder, wie etwa auch alte Grabschriften, uns die Glaubenssätze jener Zeit menschlich nahe bringen können. Wir erinnern zum Vergleich an die rührende Grabschrift, die Luther seiner früh verstorbenen Tochter Lehnchen verfaßt hat:

Hier schlaf' ich, Lehnchen, Doctor Luthers Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in meinem Bettlein.
Die ich, in Sünden war geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren,
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut.

Es braucht doch nichts als etwas guten Willen und Fähigkeit der Rückversetzung, um diese „theologischen“ Sätze sehr menschlich nachzufühlen. Und ganz dasselbe gilt von ungezählten Stellen aus unseren Kirchenliedern.

Gewiß wird man uns am Ende entgegenhalten, daß mit diesem „Nachempfindenwerden“ denn doch der Zweck des Kirchenliedes nicht erfüllt sei. Es müsse der Ausdruck sein können für unsere Gegenwartsreligion. Sicherlich. Wenn wir das Kirchengesangbuch zur religiös-literarischen Anthologie herabdrücken, ist's nicht mehr das Gemeindebuch, das es sein soll. Seine religiöse Bedeutung ist historisch gerettet, ebenso wird es gerechtfertigt sein in seinem literarischen und ästhetischen Wert, aber es steht nicht mehr drin in der Gegenwart.

So schlimm steht's nun aber doch noch lange nicht. Die Menge der Lieder und Liederstrophen in unserem Gesangbuch ist noch übergroß, die uns durchaus mit der Kraft der Gegenwartsreligion erfassen. Wo wir aber das „Nachempfinden aus der Zeit heraus“ zu Hilfe rufen, ist in den seltensten Fällen gesagt, daß es dabei bleiben muß. Wir glauben sogar, daß in der Regel dieses Zurückkehren in die religiöse Welt vergangener Tage sich steigern kann zu einem religiösen Miterleben, das weit über dem bloßen Nachempfinden steht. Nicht so, daß wir von Neuem uns die Glaubenssätze, die Theologie zu eigen machen, von der uns eine ganze Welt trennen mag. Aber wir werden anfangen, aus diesen Sätzen, seien es nun orthodoxe oder pietistische, den religiösen Pulsschlag herauszuspüren, das, was im wechselnden Kleid menschlicher Worte ewig als dasselbe wiederkehrt.

Wir haben bereits an Luthers „Ein feste Burg“ bewiesen, daß dies möglich ist und nicht nur in den Köpfen derer existiert, die als Vertreter unserer gegenwärtigen Geisteskultur das alte Kirchenlied für uns religiös zu erhalten suchen. Warum sollten wir nicht dasselbe erleben an Paul Gerhards:

Ich, ich und meine Sünden,
Die sich wie Körnlein finden
Des Sandes an dem Meer,
Die haben dir erreget
Das Glend, das dich schläget,
Und deiner Marter ganzes Heer.

oder an der Stelle aus seinem lyrisch hochbedeutsamen „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud“

Ach, denk' ich, bist du hier so schön
Und lässest uns so lieblich geh'n
Auf dieser armen Erden:
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und glühnen Schlosse werden.

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird dort in Christi Garten sein;
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit eingestimmtem Mut und Stimm
Ihr Hallelujah singen?

Das Gleiche gilt für ungezählte andere Stellen. Es gibt einen Weg, um diese „gegenwärtig“ zu machen, es nicht nur nachzufühlen, sondern beglückt und gestärkt mitzuerleben, wenn z. B. der schwerfranke Mann Wolfgang Christof Deßler (1660—1722) sein Lied anhebt:

Wie wohl ist mir, du Freund der Seele,
Wenn ich in deiner Liebe ruh',
Ich steig' aus dunkler Schwermuthshöhle
Und eile deinen Armen zu . . .

oder wenn Johann Siegmund Kunth (1700—1779) die Christen-
hoffnung von zwei Jahrtausenden in seine Sprache umschreibt in dem
Lied, zu dem man immer wieder zurückkehrt, wenn man's einmal
kennen gelernt hat:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, und werde Licht! . . .

* * *

Von Paul Gerhardt sind wir ausgegangen, zu ihm kehren wir zurück. Wie wir hoffen, können wirs tun mit erneuter Freude darüber, daß wir ihn haben, und ohne Sorge darum, daß ihn uns das veränderte Denken der Zeit rauben könnte, oder doch unseren Kindern. Wir sind ihm um ein Jahrhundert ferner gerückt, das einen weit größeren Abstand bedeutet als vorher zwei. Dennoch dürfen wir ihn, wie wir glauben, mit größerem Recht den „unsern“ nennen als die, welche die letzte Jahrhundertfeier seiner Geburt mitmachten. Was an seiner Dichtung überzeitlich ist, besitzen wir so gut, wie damals. Für das aber, was das Kleid seiner beschränkten Zeit trägt in Gedanken und Ausdruck, besitzen wir die Fähigkeit des Verstehens und Nachempfindens mehr als je, seitdem die einzelnen Glaubenssätze seiner Tage nicht mehr Allgemeinbesitz der protestantischen Welt sind.

B. Hartmann.